



Roger Graf

**Der Mann
am Gartenzaun**

KRIMI bei Pendragon



PENDRAGON 

Roger Graf · Der Mann am Gartenzaun



Damian Stauffers zweiter Fall ist ein vielschichtiger und packender Kriminalroman, der durch überraschende Wendungen besticht. Auf dem Gelände einer stillgelegten Fabrik in Zürich wird ein Skelett entdeckt. Wer war der junge, auffallend groß gewachsene Mann und weshalb musste er sterben?

„Der Mann am Gartenzaun‘ scheint auf den ersten Blick nichts Besonderes. Viel Polizeialltag, ein bisschen Täterperspektive, ein wenig Opferblick. Aber während man noch murren will, nun könne mal was Prägnantes kommen, zieht das Buch einen in seinen Bann. Weil es nämlich sehr konsequent aus Kleinigkeiten und Mühseligkeiten aufgebaut ist und Graf sich eine interessante Spurenlage und Recherchekette ausgedacht hat. Weil „Der Mann am Gartenzaun“ beim Versuch, eine skelettierte Leiche zu identifizieren, mit einer der Grundfaszinationen des Krimis spielt: Mit dem Bemühen, das Zeichen- und Restechaos des Alltags lesbar zu machen, das banale Einzelleben als herausschälbare Biografie zu retten.“

TAGES-ANZEIGER

Roger Graf

Der Mann am Gartenzaun

PENDRAGON

Für Ruth

Handlung und Personen sind frei erfunden. Der Roman spielt in Zürich und Umgebung. Der Autor hat sich die Freiheit genommen, Orte, Plätze und Straßen teilweise umzubenennen, zu verändern oder frei zu erfinden. Die im Buch geschilderten polizeilichen Ermittlungen sollten nicht mit der realen Polizeiarbeit verwechselt oder verglichen werden.

Prolog

Obwohl sie nur ein dünnes Baumwollkleid trug, fror sie nicht. Es war angenehm kühl nach dem warmen, überraschend heißen Tag mit einer Sonne, die tagsüber den Asphalt tanzen ließ wie eine Fata Morgana. Sie ging langsam die Straßen entlang. Es war still, nur die Grillen waren zu hören und weit entfernt ein Hund. Sie war schon seit einer halben Stunde unterwegs. Das Fest bei Ronny war besser geworden, als sie zuerst befürchtet hatte. Kein Kampfsaufen der Jungs, die sich gerne aufspielten und literweise Bier und Wodka tranken, bis die einen umfielen und einschliefen und die anderen über die Mädchen herfielen. Ihre Freundin Jenny hatte bei einem solchen Fest ihre Unschuld verloren. Und wusste danach nicht einmal mehr genau, welcher der Jungs mit ihr geschlafen hatte. Vielleicht war es auch mehr als einer gewesen. Hauptsache, ich bin nicht schwanger und kriege auch kein Aids, hatte Jenny gesagt. Das konnte sie nicht verstehen. Sie hätte schon mit vielen Jungs schlafen können, aber sie wollte warten, bis alles stimmte. In dieser Nacht hätte fast alles gestimmt. Aber Christian war nicht da. Und deshalb stimmte es überhaupt nicht. Christian war ihre große Liebe. Doch das wusste außer ihr niemand. Nicht einmal Jenny, und der hatte sie bis jetzt immer alles anvertraut. Aber irgendwie waren sie sich fremd geworden in letzter Zeit. Jenny, so schien es ihr, konnte nicht genug kriegen von den Jungs, seit jener Nacht, als es zum ersten Mal passierte. Sie machte die Jungs richtiggehend an. Wie eine Schlampe. Manchmal wenigstens. Vielleicht aber war es auch nur ein Spiel und Jenny schlief gar nicht mit allen Jungs. Tat nur so. Spielte mit ihnen. Und die spielten gerne mit. Es gab Tage, an denen wünschte sie sich so zu sein wie Jenny. Sorglos irgendwie. Nicht immer unsicher. Aber eigentlich war es nicht das, was sie am meisten störte. Es war dieses ständige Auf und Ab. Es konnte sein, dass sie

sich am Morgen toll fand, wunderschön und mit allem zufrieden. Und schon am Nachmittag fühlte sie sich hässlich und nutzlos. Und abends hatte sie oft Angst, einfach so, ohne Grund. Dabei fürchtete sie sich nicht. Auch jetzt nicht, da sie allein die Straße entlang ging. Furcht kannte sie nicht, nur diese Angst, die keinen richtigen Namen hatte. Ihre Mutter fürchtete sich ständig. Vor Spinnen, vor Gewittern, vor den Nachbarn. Wie konnte eine solch ängstliche Frau überhaupt ein Kind groß ziehen? Doch das war es nicht, was ihr jetzt durch den Kopf ging. Sie dachte an Christian. Der Junge, der sie bis jetzt kaum beachtet hatte und den sie so sehr liebte. Zumindest schwärmte sie für ihn. Und der Bauch wurde ganz warm, wenn sie an ihn dachte. Aber sie dachte auch an Samuel. Der ihr immer nachschaute wie ein kleiner Hund. Ihr auf Schritt und Tritt folgte. Ihr heimlich Liebesbriefe schrieb. Ohne Absender. Aber sie wusste, dass sie von ihm stammten. Er machte sich Hoffnungen. Seit über einem Jahr schon. Dabei hatte sie ihm schon mehrmals klar gemacht, dass das nichts würde zwischen ihnen. Es funkte einfach nicht. Vielleicht auch, weil er ihr derart nachstellte. Ihr damit auf die Nerven ging. Mächtig sogar. Samuel war auch der Grund, weshalb sie jetzt alleine unterwegs war. Einfach weggelaufen war sie. Als er kurz auf der Toilette verschwand. Sie wollte nicht mit ihm zurückfahren. Auf seinem Roller. Ihn umklammern. Und danach wieder die Endlosschleife, die fast jeden Abend die gleiche war.

Warum nicht? Darum. Was mache ich falsch? Nichts. Dann komm doch mit zu mir. Nein. Komm doch. Lass mich. Du könntest es wenigstens versuchen. Das geht nicht. Nur einmal. Nein. Ein Kuss nur. Nein. Zum Abschied, nur ein kleiner Kuss. Nein. Bitte. Lass das. Sehen wir uns morgen?

Immer ging es so. Seit Wochen. Seit Monaten. Einmal hatte sie ihm gesagt, dass sie einen anderen liebe. Wen, hatte er gefragt und war völlig ausgerastet.

Sie blieb einen Moment stehen. Der Wind schien mit jeder Minute kühler zu werden. Jemand hatte gesagt, dass das ein typischer Altweibersommer war. Sie hatte keine Ahnung, was es bedeutete, fand die Umschreibung aber komisch und lachte kurz in die dunkle Nacht hinein. Der Sommer war nicht ihre Lieblingsjahreszeit. Sie mochte die Hitze nicht. Ihre Haut war viel zu hell für ein Sonnenbad. Und immer im Schatten zu sitzen war langweilig. Deshalb hatte sie sich schon zweimal verbrannt. Und danach tagelang den Körper abgesucht nach Stellen, die verdächtig aussahen. Auch wenn es idiotisch war. Hautkrebs kriegte man erst viel später. Aber ihre Mutter litt seit vielen Jahren an eingebildeten Krankheiten. Fast jede Woche eine andere. Sie dachte immer, dass sie das wahrscheinlich auch geerbt hatte. Und es eines Tages ausbrechen würde. Wie eine Krankheit. Eigentlich ist meine Mutter eine einzige Krankheit, dachte sie. Und wünschte sich, mit Christian abzuhaufen. Nach Schweden. Irgendwohin, wo es kühler war und trotzdem schön.

Kein Wagen. Seit einer halben Stunde kein Wagen. Das war ungewöhnlich. Normalerweise dauerte es höchstens eine Viertelstunde, bis jemand anhielt und sie mitnahm. Kein Problem damit. Sie hatte erst einmal schlechte Erfahrungen gemacht. Ein Mann, der sie befummelte. Sie hatte ihm eine Zigarette auf dem Handrücken ausgedrückt. Das reichte. Noch drei, dachte sie. Eine jetzt und die beiden letzten zu Hause. Sie zündete die Zigarette an und sog am Filter, bis sie die Glut gut sehen konnte. Wie Glühwürmchen. Das hatte sie immer gemocht. Brennende Zigaretten in der Nacht. Wahrscheinlich hatte sie nur deshalb mit dem Rauchen angefangen. Und natürlich weil Jenny rauchte. Sie hatte sich schon überlegt, ob sie nicht Jenny bitten sollte, mit Samuel ins Bett zu steigen. Wenn sie es doch gerne machte. Was spielte es da für eine Rolle, wie der Junge aussah? Und Samuel sah nicht einmal schlecht aus. Besser als viele andere, die ihr schöne Augen machten. Aber eben. Jenny

schien eine Vorliebe für die lauten Jungs zu haben. Und Samuel war ein leiser. Immerhin. Das mochte sie an ihm. Auch Christian war ein leiser Junge. Und Christian war Christian. Sie sah die Scheinwerfer eines Wagens, der sich mit hohem Tempo zu nähern schien. Falsche Richtung. Aber sie wusste, dass das nichts zu bedeuten hatte. Vielleicht hielt er trotzdem an. Bot ihr an, sie nach Hause zu fahren. Aber das würde sie ablehnen. Wenn einer eigentlich in die andere Richtung wollte, stieg sie nicht zu ihm ins Auto. Weil das ein zu großer Gefallen war. Einer, den er später einfordern konnte. Sie glaubte, die Männer zu kennen. Sie glaubte, das Leben zu kennen. Was auf sie zukommen würde. Manchmal wenigstens. Sie schaute den Fahrer an, als der Wagen vorbeibraute. Viel zu schnell. Vorne zwei Jungs, hinten zwei Girls. Einmal fuhr einer zu schnell, der sie mitgenommen hatte. Verpasste eine Kurve, flog raus in eine Wiese. Es rumpelte und krachte. Aber es geschah nichts. Kein Baum weit und breit. Es gelang ihnen sogar, den Wagen wieder auf die Straße zu bringen. Erschrocken war sie schon, aber auch erstaunt darüber, dass nichts passiert war. Offenbar hatte sie einen guten Schutzengel. Sie stellte sich oft ihren Großvater als Schutzengel vor. Gestorben, als sie noch klein war. Krebs im Kopf. Vielleicht war das der Grund, weshalb ihre Mutter derart besessen war von Krankheiten, die sie sich einbildete. Alles hat seinen Grund. Diesen Satz hatte sie von der Großmutter gelernt. Was auch immer geschieht, sagte sie gerne, alles hat einen Grund. Denke daran. Sie wusste nicht, ob das stimmte, aber ihre Großmutter war jetzt schon so alt, dass etwas dran sein musste. Christians Augen, die manchmal so unruhig flackerten. Als wollten sie sagen, komm, lass uns weggehen, weit weg. Alles hat einen Grund. Auch weshalb sie Jenny nichts über Christian erzählte. Sie wollte nicht, dass Jenny plötzlich auf dumme Gedanken kam. Sie blieb stehen und wunderte sich über das alte Sofa, das jemand offenbar einfach rausgestellt hatte. Einfach so, neben einen

Kandelaber. Es sah so aus, als würde es schon eine Zeit lang dort stehen. Einen plötzlichen Impuls folgend setzte sie sich hin. Die Federung war weich. Es war ein seltsames Gefühl, aber irgendwie überwältigend. Wie nach einem Joint. Mitten in der Nacht auf einer leeren Landstraße. Auf einem Sofa sitzen und rauchen. Die Zweitletzte. Schade, dass die Batterien ihres Walkmans den Geist aufgegeben hatten. Sie rauchte die Zigarette auf dem Sofa zu Ende. Fühlte sich gut. Dachte an Christian. Und sah den Wagen, der sich langsam näherte. Die Richtung stimmte. Gut, dachte sie, stand auf und ging zum Straßenrand. Winkte. Ein Mann. Allein. Sie erkannte ihn. Einer, der in der Gegend lebte. Keine Gefahr, dachte sie. Er lächelte. Sie stieg ein. Hinten. Ihm schien es egal zu sein. Zigarette? Sie lächelte und nahm eine an. Es war nicht ihre Marke, aber das störte sie jetzt nicht. In einer Viertelstunde würde sie zu Hause sein. Der Mann fuhr los. Sie öffnete das Seitenfenster und genoss die kühle Zugluft. Sie sah nicht, wie der Fahrer sie im Rückspiegel musterte. Und wie er lächelte. Zufrieden. Als hätte er gefunden, wonach er gesucht hatte.

1

Um die Mittagszeit war die Hitze kaum erträglich. Die Klimaanlage im Wagen hatte ihren Geist vor zwei Jahren aufgegeben, seither fuhr er im Sommer mit offenem Fenster. Im Stau half das wenig. Die Sonne brannte auf das Autodach und er fühlte sich wie in einem Schmortopf. Vor ihm hupte ein Deutscher. Sein bleicher linker Arm baumelte aus dem Wagen und Fischer sah, wie er immer wieder heftig den Kopf schüttelte. Ungewöhnlich war es schon, dass sich die Wagen um diese Zeit vor dem Tunnel stauten. Ein Unfall vielleicht, oder ein Lastwagen, dem die Hitze nicht bekommen war. Fischer kurbelte auch das Beifahrerfenster nach unten. Die Automatik hatte nie funktioniert. Er hatte den Wagen praktisch geschenkt gekriegt, da gab es nichts zu meckern. Der Wagen fuhr und was wollte er mehr? Im Rückspiegel sah er einen gelben Sportwagen. Am Lenkrad ein Typ, der keine zwanzig war. Mit lächerlich großer Sonnenbrille und einer Frisur, die für Fischer aussah wie eine Verstümmelung. Ich verstehe diese Jungen nicht, dachte er, gleichzeitig amüsiert, weil der Typ hinter ihm möglicherweise einer seiner Kunden sein würde. Endlich ging es wieder voran. Langsam, aber immerhin. Weiter vorne sah Fischer den alten Peugeot, der den Stau verursacht hatte. Ein Mann mit langen dunklen Haaren stand hinter dem Wagen und gestikulierte, während er in ein Handy sprach. Schweiß rann Fischer von der Oberlippe. Er leckte ihn ab und fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund. Fast einen Monat hatten die Verhandlungen mit der Bank gedauert, bis er die Kreditzusage erhalten hatte. Ein kleines Vermögen, für das er die Bürgschaft seines Vaters benötigt hatte. Es musste klappen. Jetzt oder nie, dachte er. Er wusste, dass sich vor ihm schon andere um die alte Fabrik und das angrenzende Grundstück bemüht hatten. Sie alle waren daran gescheitert, dass die ehemalige

Graphitfabrik heute einem deutschen Firmenkonglomerat gehörte, das lange Zeit nicht wusste, was sie mit dem Grundstück in Zürich anfangen sollten. Anfang des Jahres aber wurde entschieden, dass dort gebaut wird. Aber frühestens in zwei Jahren. Fischer hatte es von seinem Vater erfahren, der Kontakte zu der deutschen Mutterfirma hatte. Fischer war zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort und er hatte die richtige Idee. Ein Club, größer als alle anderen in Zürich. Ideal gelegen. Keine Nachbarn, die sich beschweren konnten, genügend Parkplatzmöglichkeiten auf dem Areal und die Autobahn in den Aargau ganz in der Nähe. Das war wichtig. Denn am Wochenende kam der halbe Kanton Aargau nach Zürich, um Geld auszugeben. Zusammen mit einem Kumpel, der Betriebsökonomie studierte, hatte er einen Businessplan erstellt. Ich habe eine Goldader entdeckt, dachte Fischer.

Als er in den schmalen Weg einbog, der auf das Fabrikgelände führte, trommelte Fischer voller Freude auf das Lenkrad. Die beiden anderen waren schon da. Moritz, der Bodybuilder und Kuno, der Betriebsökonom. Er würde die beiden beteiligen, aber so, dass er die Kontrolle behielt und auch am meisten Geld abkassieren konnte. Sein Vater hatte ihm dazu geraten, möglichst unabhängig zu bleiben. Gerade begeistert war er nicht gewesen, als Fischer ihm das erste Mal das Fabrikgelände gezeigt hatte. Völlig zerfallen sah alles aus, und es standen Berge von Sperrmüll herum. Doch als Fischer ihm demonstrierte, dass Strom und Wasser funktionierten und ihm auch erklärte, dass die Baupolizei keine besonderen Auflagen gemacht hatte, willigte er schließlich ein, die Bürgerschaft zu übernehmen. Als Fischer den Wagen parkte und ausstieg, fühlte er sich beinahe wie ein Großgrundbesitzer. Und irgendwie war er das ja auch. Für zwei Jahre. Und eigentlich nicht richtig, aber wen kümmerte das schon? Sie hatten bereits riesige Mengen an

Müll entsorgt und eine der Hallen war leergefegt, und sah aus wie eine riesige leere Konzerthalle.

»Alles klar?«, fragte Moritz, so wie er immer fragte, ohne dass er eine Antwort erwartete.

»Unglaublich, diese Hitze«, sagte Kuno, der ein graues Shirt trug, unter dem sich die Muskeln spannten.

»Es soll bis zu 35 Grad heiß werden«, sagte Fischer und reichte den anderen beiden die Arbeitshandschuhe, die er in seiner Tasche mitgebracht hatte.

»Bier?«, fragte Moritz und zeigte auf einen Kasten, der in einer Ecke stand und in dem große Eisstücke lagen.

Fischer nickte und die drei öffneten sich je eine Bierflasche. Sie tranken schweigend in der leeren Halle.

»Bis zu 2000 können hier rein«, sagte Kuno und zeigte in die Halle.

»Vergiss es«, sagte Moritz. »Insgesamt vielleicht, auf dem gesamten Gelände, aber wenn hier in dieser Halle mehr als 1000 drin sind, wird es ungemütlich.«

»Tausend würden genügen«, sagte Fischer.

»Was ist mit dem Kino?«, fragte Kuno.

»Das hat keine Priorität. Zuerst wird der Club eingerichtet. Der Sound, die Klimaanlage, sanitäre Installationen. Die Leute wollen heute verwöhnt werden. Alles muss erste Qualität sein. Auch die Klos.«

»Und wann wird eingerichtet?«, fragte Moritz.

»Wenn die letzte Bewilligung und Auflage unterschrieben auf meinem Schreibtisch liegt.«

»Auf Fischer und auf uns«, sagte Kuno und nahm den letzten großen Schluck aus seiner Flasche.

»Auf Peter. Es war schließlich seine Idee.«

Fischer fand es seltsam, von Moritz mit seinem Vornamen angesprochen zu werden. Niemand sprach ihn mit seinem Vornamen an. Seit vielen Jahren schon.

»Willst du den Steinhaufen wirklich weghaben?«, fragte Kuno, als er die leere Flasche in den Kasten zurückgestellt

hatte. Fischer nickte. Moritz stellte seine halbvolle Flasche auf einen Mauervorsprung.

»Na dann los«, sagte er und zog sich die Arbeitshandschuhe über.

Fischer nahm seine Flasche mit zu dem großen Steinhaufen, der hinter dem Hauptgebäude der alten Fabrik aufgeschichtet war. Niemand wusste, wozu dieser Steinhaufen gedient hatte und niemand wusste, wie lange er schon da war. Vielleicht hatten Kinder versucht einen Turm zu bauen, der dann eingestürzt war. Sie standen zu dritt einen Moment ratlos vor dem Haufen, der so hoch war, dass Fischer nicht darüber hinwegsehen konnte. Moritz, der einen Kopf größer war, reckte seinen Hals, während Kuno damit begann, erste Steine in den Handwagen zu legen. Weil sie wegen eines alten Metalltores, das sich nicht öffnen ließ, nicht bis zu dem Steinhaufen vorfahren konnten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Steine zum Wagen zu transportieren. Kuno hatte ihn besorgt, ein alter verbeulter Lieferwagen, der einst einer Gärtnerei gehört hatte, und der sich gut für den Transport der Steine eignete. Kuno hatte auch einen Abnehmer für die Steine gefunden. Nur abholen wollte sie niemand, was auch nicht weiter erstaunlich war.

»Wir sollten die Arbeit aufteilen«, sagte Moritz. Fischer nickte und sagte ihm, dass er beim Lieferwagen warten solle, um dann dort die Steine aus einem der beiden Handwagen zu übernehmen.

»Wie lange kannst du bleiben?«, fragte Fischer Kuno.

»Bis um zwei«, sagte dieser, ohne mit der Arbeit innezuhalten.

»Gut«, sagte Fischer. Er hoffte, dass sie bis dahin eine oder zwei Ladungen schaffen konnten.

»So müssen sich Zwangsarbeiter gefühlt haben«, sagte Moritz, als er den vollen Schubkarren in die Hände nahm und wegging. Es war so heiß, dass der Steinhaufen in der Sonne flimmerte. Wie glühende Lava, dachte Fischer. Er war auf den Haufen gestiegen und hatte damit begonnen, Steine

nach unten auf den Boden zu werfen. Einige der Steine waren so groß, dass er sie mit beiden Händen anheben musste. Der Schweiß rann ihm in kleinen Bächen den Körper entlang und sein Rücken schmerzte schon nach einer halben Stunde. Neidisch sah er auf Kuno, der unverdrossen Stein um Stein hob und in die Schubkarre legte. Sein Atem schien nicht schneller zu gehen, auch schien er weniger zu schwitzen als Fischer und Moritz. Dieser hatte auch seine Mühe und machte immer längere Pausen, wenn er mit einer leeren Schubkarre zurückkam. Zwischendurch hockte er im Schatten und drückte seinen Rücken durch.

»Ist der Wagen schon voll?«, fragte Kuno lächelnd.

Moritz schüttelte den Kopf.

»Wie schwer darf man den überhaupt belasten?«, fragte Fischer. Kuno schaute ihn an, als ob er nicht sicher sei, dass die Frage ernst gemeint war.

»Es ist nicht weit und du musst langsam fahren. Alles andere ist kein Problem.«

Nach einer Stunde machten sie eine Pause und tranken Bier. Moritz packte Sandwichs aus und sie aßen gierig wie selten. Fischer gefiel es. Das waren die Momente, die man nie vergisst im Leben, dachte er. »Schon seltsam«, sagte Moritz und ließ seinen Blick über das Gelände wandern. »Keine Steine weit und breit. Es ist, als habe die jemand hierher geschleppt.«

»Oder sie zusammengesucht«, sagte Kuno kauend.

»Möglicherweise zerstören wir hier ein Lebenswerk. Vielleicht sogar ein Kunstwerk.«

Sie lachten über Fischers Vergleich.

»Vamos«, sagte Moritz schließlich. »Noch vier bis fünf Schubkarren, dann fahre ich los.«

Sie machten sich erneut ans Werk. Langsamer, aber weiterhin voller Eifer und jener Freude, die bei einer solchen Tätigkeit nur Menschen verspüren konnten, die normalerweise nur wenig oder gar nicht körperlich arbeiteten. Fischer stand wieder auf dem Steinhaufen, die

Müdigkeit machte ihn unachtsam und so kam es, dass er ausrutschte und damit eine kleine Steinlawine auslöste, die neben Kuno auf den Boden prasselte.

»Pass doch auf«, sagte Kuno, ohne aber zur Seite zu weichen.

Fischer hob beschwichtigend die Arme und rieb sich den Ellbogen, mit dem er aufgeschlagen war.

»Warte mal«, sagte Kuno plötzlich.

»Da ist etwas«, sagte er und zeigte auf etwas, das er neben Fischers Fuß entdeckt hatte. Fischer schaute nach unten. Er sah einen Knochen. Zuerst nahm er ihn mit einer gewissen Belustigung wahr. Doch als er sah, dass sich Kuno mit ernster Miene und beinahe ehrfürchtig der Stelle näherte, blieb er wie angewurzelt stehen.

»Da ist noch mehr«, sagte Kuno und nahm einen großen Stein weg. Jetzt sah auch Fischer, dass zu dem kleinen Knochen andere, größere Knochen gehörten.

»Ist was?«, fragte Moritz, als er die beiden anderen sah.

»Da liegt ein Skelett«, sagte Fischer und versuchte vom Steinhaufen runterzuklettern, ohne dabei mit den Knochen in Berührung zu kommen.

»Ein Hund?«, fragte Moritz, ohne näher zu kommen.

»Ein Mensch«, sagte Kuno leise. »Wir haben ein menschliches Skelett gefunden.«

Moritz kam langsam näher und Fischer stellte sich neben Kuno. Schließlich starrten sie zu dritt auf den Fund. Fischer wischte sich mit dem Handschuh den Schweiß von der Stirn, während Kuno vorsichtig weitere Steine entfernte, bis schließlich der Schädel zum Vorschein kam.

2

Damian Stauffer nippte an einem Mineralwasser, während Staatsanwalt Federspiel Akten durchblättert. Trotz der voll aufgedrehten Klimaanlage war es stickig in dem Büro. Stauffer saß auf dem bequemen Besuchersessel, der zu einer kleinen Sitzreihe gehörte, deren altmodische Stoffe nicht zur kühlen Atmosphäre im Raum passten. Die Bücherregale füllten zwei Wände, und alles sah aus, als würde es täglich abgestaubt, aber nie gelesen.

»Das ist interessant«, sagte Federspiel und schaute kurz auf. Hinter dem imposanten Schreibtisch wirkte er ein wenig verloren. Stauffer fiel erst jetzt auf, dass die Farbe des Tisches praktisch identisch war mit der Farbe von Federspiels Schnurrbart. Federspiel hielt eine Akte hoch und klopfte mit der Tabakspfeife auf das Papier.

»Unglaublich, dass damals niemand nach dem Alibi dieses Mannes fragte.«

»Er galt nicht als verdächtig«, sagte Stauffer.

»Trotzdem«, sagte Federspiel kopfschüttelnd.

Er war in die Akten eines Mordes vertieft, der sich vor fünfzehn Jahren in Zürich ereignet hatte. Ein Waffenhändler war in seinem Geschäft erschossen worden. Trotz intensivster Bemühungen konnte der Mord nicht aufgeklärt werden. Stauffer und seinem Team war es gelungen, zusätzliche Fakten zu sammeln und eine neue Mordhypothese zu formulieren, in der ein bis dahin unbehelligter Bekannter des Waffenhändlers eine entscheidende Rolle spielte.

»Und es gibt keinen gesicherten Aufenthaltsort?«, fragte Federspiel.

»Seine Spur verlor sich vor über zehn Jahren. Vermutlich lebt er heute in Südostasien. Thailand oder vielleicht auf den Philippinen.«

»Ich werde veranlassen, dass mit internationalem Haftbefehl nach ihm gesucht wird.«

»Es ist eine Hypothese«, sagte Stauffer. »Wir haben keinerlei Beweise.«

»Ohne Haftbefehl wird er da unten nie gefunden«, sagte Federspiel bestimmt und seine Stimme füllte den Raum wie ein einstimmiges Orchester.

Stauffer trank das Glas leer und spürte einen Druck auf der Blase. Es war ihm peinlich, während einer Besprechung auf die Toilette zu gehen. Er mochte es auch nicht, wenn sich einer seiner Mitarbeiter einen Moment aufs Klo zurückzog. Bei einer Besprechung baute sich eine Atmosphäre auf, die gestört werden konnte, wenn einer der Teilnehmer den Raum verließ. Stauffer bewegte sich im Sessel und versuchte eine Position zu finden, in dem sein Gürtel weniger stark auf den Unterleib drückte.

»Das ist bemerkenswert«, sagte Federspiel schließlich und legte die Akte auf den Tisch. »Gute Arbeit. Sehr gute Arbeit.«

Stauffer nickte und bedankte sich im Namen seines Teams. Sie hatten wochenlang drei alte Fälle bearbeitet, waren mit den Angaben zum Verschwinden eines kleinen Mädchens auch an die Öffentlichkeit gegangen, aber nur im Fall des Waffenhändlers ergaben sich neue Aspekte.

»Wir werden die beiden anderen Fälle noch einmal aufgreifen. Vielleicht nächstes Jahr. Allzu lange können wir nicht mehr warten.«

»Bei mir wird kein Verbrechen zu den Akten gelegt, das nicht aufgeklärt ist«, sagte Federspiel. »Egal, ob ein Fall verjährt ist oder nicht. Bedienen Sie sich ruhig.«

Er zeigte auf die angebrochene Mineralwasserflasche. Stauffer nickte, schenkte sich aber nicht nach. Federspiel stand auf und Stauffer wollte es ihm gleichtun, doch der Staatsanwalt gab ihm ein Zeichen, dass er sitzen bleiben solle. Er setzte sich neben Stauffer und zündete sich die Pfeife an. Ein angenehmer Duft stieg in Stauffers Nase. Er

hatte nur ein einziges Mal an einer Pfeife gesogen und dabei festgestellt, dass der Tabak im Mund viel schlechter schmeckte, als er roch.

»Wenn nur eines dieser Verbrechen aufgeklärt wird, dann ist das ein Erfolg«, sagte Federspiel.

»Es wird mit jedem Jahr schwieriger. Zeugen werden älter, vergesslich oder sterben. Vielleicht sollte man die Bevölkerung dazu animieren, Tagebuch zu schreiben. Ich könnte mir vorstellen, dass wir in alten Tagebüchern Hinweise finden könnten, die nützlich wären.«

»Wir beide wissen, dass Täter früher oder später über ihre Taten sprechen. Nur leider werden sie oft nicht ernst genommen.«

»Würden Sie jemanden ernst nehmen, der im Suff gesteht, vor zehn Jahren einen anderen erschlagen zu haben?«

Es war eine rhetorische Frage. Er wusste, dass jeder Polizist und jeder Staatsanwalt eine solche Aussage sehr ernst nehmen würde. Stauffer stellte sich manchmal vor, dass die Wahrheit ein Gegenstand ist, der im Meer schwimmt. Manchmal ist er unsichtbar, manchmal verschwindet er für Jahre auf dem Meeresboden, aber es treibt ihn irgendwann wieder nach oben. Doch oft war niemand da, der ihn sehen konnte.

»Was ist mit dem Fall Studer?«

»Er steht ebenfalls auf der Liste.«

Stauffer erinnerte sich gut an den Fall. Ein achtzehnjähriges Mädchen, das verschwand und unter seltsamen Umständen tot wieder auftauchte. Auch einer der ungeklärten Mordfälle.

»Und dann wäre noch die Wahrsagerin, die in ihrer Wohnung erwürgt wurde«, sagte Federspiel.

»Sie soll angeblich dort noch herumspuken«, sagte Stauffer lächelnd. Er hatte in der Zeitung gelesen, dass es manchmal in der Wohnung, in der die Frau gelebt hatte, nach dem Parfüm roch, das sie zu Lebzeiten benutzte.

»Die Medien mögen diesen Hokuspokus.«

»Wohl wahr«, sagte Stauffer.

»Im Moment scheint es ja ruhig zu sein«, sagte Federspiel.

»Bis auf die Messerstecherei vor zwei Wochen«, sagte Stauffer. Sie hatten den Täter nach drei Tagen überführt, er war ein Landsmann des Getöteten und es ging um Spielschulden und Ehre.

»Gut«, sagte Federspiel, stand auf und reichte dem verdutzten Stauffer die Hand. »Ich muss«, sagte Federspiel und schaute auf seine Armbanduhr. Eine Geste, die Stauffer an den Fall erinnern ließ, der die erste große Herausforderung für ihn und sein Team gewesen war.

Stauffer verabschiedete sich, ging den Gang entlang und suchte nach einer Toilette, fand aber keine. Er wusste, dass es unten im Eingangsbereich eine gab, deshalb eilte er die Treppen nach unten. Jemand grüßte ihn, doch als sich Stauffer nach dem Mann umsah, war er bereits wieder weg. In diesem Gebäude hatte es offenbar jeder eilig. Aus welchen Gründen auch immer.

In den Büros seiner Ermittlungsgruppe ging es ruhiger zu. Holzer war in den Ferien und wurde erst am Montag zurückerwartet. Lukas Bolliger und Anna Herold besuchten einen Fortbildungskurs. Elfie Marthaler kümmerte sich um einen Selbstmord, und Walter Wenger war zwar im Haus, aber nicht an seinem Schreibtisch. Nur Tanja Locher saß im Büro und spielte am Computer ein Kartenspiel.

»Alles klar?«, fragte sie, ohne aufzuschauen.

»Er gratuliert uns zu unserer guten Arbeit«, sagte Stauffer.

»Hast du es schriftlich?«

»Er lässt den Mann mit internationalem Haftbefehl suchen.«

»Das ist gut«, sagte Locher und ließ dem Satz einen Fluch folgen, weil mit dem Spiel etwas nicht so lief, wie sie es sich vorgestellt hatte.

»Unglaublich, diese Hitze«, sagte Stauffer und ging zum offenen Fenster. Kein Windhauch, nur heiße Luft, die wie

eine schwere Glocke über der Stadt lag.

»Morgen soll es regnen«, sagte Locher.

»Hoffentlich«, sagte Stauffer.

Er hörte, wie Wenger im Flur nach ihm fragte. Als er sah, mit welchem konzentrierten Blick Wenger das Büro betrat, wusste Stauffer sofort, dass etwas geschehen war.

»Arbeit für uns«, sagte Wenger. Locher beendete umgehend das Spiel und Stauffer schloss das Fenster, als wollte er verhindern, dass Wengers Informationen nach außen dringen konnten.

»Ein Skelett. Unter einem Steinhaufen auf dem Gelände einer stillgelegten Fabrik. Draußen in Zürich-Nord.«

»Und woher wissen die, dass es ein Mord war?«, fragte Stauffer.

»Niemand weiß etwas. Aber der Leichenfundort ist zumindest ungewöhnlich, oder?«

»Ein Obdachloser, der starb und von seinen Pennbrüdern verscharrt wurde«, sagte Locher.

»Möglich«, sagte Wenger lächelnd. Wir sind wie Bluthunde, dachte Stauffer. Erst wenn wir eine Spur wittern, werden wir richtig wach.

3

In einer Ecke standen die drei jungen Männer, die das Skelett entdeckt hatten. Zwei rauchten eine Zigarette, der Dritte kratzte sich ständig am Kopf, als sei er von Läusen befallen worden. Sie betraten das Zelt, das über dem Fundort aufgeklappt worden war. Stauffer stand neben Locher vor dem Skelett, das mittlerweile vollständig freigelegt worden war. Es war ein seltsamer Anblick, denn die Knochen steckten in Kleidern, die nur teilweise verwittert waren. Die Lederjacke war noch gut als solche zu erkennen, auch die Schuhe waren gut erhalten. Die Hose war zerrissen und das dunkle Hemd sah aus, als würde es bei der kleinsten Berührung zu Staub zerfallen. Das Skelett erinnerte Stauffer an Bilder aus dem Fernsehen, wenn in Kriegsgebieten Massengräber gefunden wurden mit Soldaten, die in ihrer Uniform steckten. Es war klar, dass es sich bei dem Toten um einen Mann handelte und die Kleidung deutete darauf hin, dass es ein jüngerer Mann war, auch wenn man sich darin täuschen konnte. Doch dafür waren die Gerichtsmediziner zuständig, die würden das Alter anhand der Zähne und der Knochen bestimmen können.

»Wie viele Jahre mag er schon hier gelegen haben?«, fragte Locher.

»Mich würde interessieren, ob der Steinhaufen schon da war, oder ob jemand extra Steine herbeigeschafft hat, um den Mann hier zu begraben.«

»Wer sollte so etwas tun? Wäre es nicht viel einfacher gewesen, den Mann einfach zu begraben?«

»Gehen wir einmal davon aus, dass er hier starb. Wer auch immer den Toten begraben hat, er wollte die Leiche nicht wegtransportieren. Und er wollte trotzdem sicher sein, dass der Tote nicht sogleich gefunden wurde.«

»Was auf ein Verbrechen hindeutet«, sagte Locher. Stauffer beugte sich vor und schaute auf den Schädel des Toten. Er schien intakt zu sein.

»Wenn wir Pech haben, werden wir die genaue Todesursache nie herausfinden«, sagte er.

»Ich dachte, die Pathologen könnten heute Wunder bewirken.«

»Im Fernsehen vielleicht«, sagte Stauffer, der sich ab und zu ärgerte, wenn in einem Fernsehkrimi so getan wurde, als ob Pathologen heutzutage die Mörder überführten. Er drehte sich um, als er Schritte hinter sich hörte. Es war Wenger, der sich mit einem Notizbuch in der Hand zu ihnen gesellte.

»Dein erster Eindruck?«, fragte Stauffer.

»Arbeit«, sagte Wenger lächelnd.

»Was sagen die Ärzte?«, fragte Locher.

»Nichts, was uns im Moment weiterhelfen würde. Sie möchten das Skelett möglich rasch an einen kühleren Ort bringen.«

Stauffer nickte. Er wusste zwar nicht, was für einen Einfluss die Hitze auf Knochen und verwitterte Kleidung hatte, aber vermutlich war es besser, das Skelett nicht allzu lange dieser Belastung auszusetzen.

»Er liegt auf einer Schicht Steine«, sagte Locher.

»Das könnte bedeuten, dass die Steine schon hier lagen, oder zumindest ein Teil davon«, sagte Stauffer.

»Die Fabrik steht seit über 15 Jahren leer. Es gab immer wieder Pläne, auf dem Gelände zu bauen, aber erst kürzlich wurde ein Projekt ausgeschrieben.«

»15 Jahre?«, sagte Stauffer nachdenklich. Das Gelände lag zwischen einer Hauptstraße und einer Eisenbahnlinie und war deshalb nicht besonders attraktiv. Aber gab es in den vergangenen zwanzig Jahren nicht immer wieder Perioden, in denen in Zürich Bedarf an Wohnraum war?

»Das Problem ist der Boden«, sagte Wenger. »Vermutlich ist er belastet und müsste abgetragen werden.«

»Gab es keine Nutzung für das Areal?«, fragte Locher.

Wenger berichtete, was die drei jungen Männer vorhatten.

»Und in den Jahren zuvor?«, fragte Stauffer.

»So etwas wie ein Abenteuerspielplatz. Tagsüber für Kinder und Hunde, nachts für Punks, Obdachlose und Sportschützen.«

Stauffer schaute ihn fragend an.

»Es ist immer wieder vorgekommen, dass auf dem Gelände geschossen wurde. Offenbar gab es vor ein paar Jahren einmal einen Zwischenfall, als ein Mann angeschossen wurde.«

»Wir können demnach mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, dass die Leiche nicht länger als 15 Jahre hier liegt«, sagte Locher.

»Zehn bis fünfzehn Jahre«, sagte Wenger bestimmt. Stauffer staunte. Kannte sich Wenger bei der Altersbestimmung von Knochen aus?

»Der Zustand der Kleidung«, sagte Wenger. »Und die vage Formulierung einer der Ärzte«, ergänzte er lachend.

»Die Schuhe sehen teuer aus«, sagte Locher.

»Qualität, die überlebt«, sagte Wenger sarkastisch.

»Keine Armbanduhr?«, fragte Stauffer mit einem Blick auf die Handgelenke des Skeletts.

»Jemand wollte nicht, dass die Leiche schnell gefunden wird«, sagte Wenger. »Ich vermute, dass persönliche Dinge entfernt wurden, um eine Identifizierung zu erschweren.«

Stauffer ging einige Schritte zurück und betrachtete den Steinhaufen.

»Die meisten Leute dürften den Haufen gar nicht bemerkt haben. Er liegt hinter dieser Halle und der rostige Zaun ist keine Einladung, um darüber zu klettern. Man kommt nur von dieser Seite problemlos heran. Dazu muss man aber durch die Fabrikhalle gehen. Kein schlechtes Versteck.«

Wenger und Locher pflichteten ihm bei.

»Es kann sein, dass die Steine schon hier lagen, vielleicht etwas anders verteilt«, sagte Locher.

»Was fällt euch sonst noch auf?«, fragte Stauffer, der wusste, wie wertvoll ein erster Eindruck für die späteren Ermittlungen sein konnte. Locher ging ebenfalls ein paar Schritte zurück, aber in die andere Richtung, bis zu dem rostigen Zaun. Sie blickte vom Zaun zum Steinhaufen und wieder zurück.

»Die Steine lagen schon da«, sagte sie. Stauffer forderte sie mit einer Handbewegung auf weiter zu sprechen.

»Wenn jemand die Steine extra herbeigeschafft hätte, dann wäre es sinnvoller gewesen, das Grab hier beim Zaun zu errichten.«

Wie nennt man ein Grab, bei dem nicht gegraben worden war?, dachte Stauffer, ohne eine Antwort zu finden.

»Das Areal liegt nicht unbedingt abgelegen. Es hätte jederzeit jemand vorbeikommen können. Das könnte bedeuten, dass der Mann hier starb.«

»Wir wissen nicht, wie gut das Areal vor zehn oder fünfzehn Jahren gesichert war«, sagte Wenger. »Möglicherweise war es damals schwierig, überhaupt reinzukommen.«

Stauffer nickte.

»Auch wenn er unter einer dichten Schicht von Steinen begraben war, muss es Verwesungsgeruch gegeben haben. Hunde hätten auf so etwas sofort reagiert. Das würde darauf hindeuten, dass das Gelände gesichert war, als er hier beerdigt wurde.«

»Und wenn der Tote bereits hier lag, als die Fabrik noch in Betrieb war?«, fragte Locher und Stauffer spinn den Gedanken sofort weiter.

»Wir müssen abklären, wann genau die Fabrik geschlossen wurde, wer damals hier arbeitete, und wer sich um das Gelände kümmerte.«

»Der Mann sollte in wenigen Minuten eintreffen«, sagte Wenger.

»Ein einzelner Mann?«, fragte Locher verwundert.

»Offenbar«, sagte Wenger, ohne Genaueres zu erläutern.

»Was ist mit den jungen Männern, die das Skelett gefunden haben?«, fragte Stauffer.

»Sie wollten die Steine weghaben, um Toiletten hinstellen zu können.«

»Wenn wir ihre Personalien haben, können sie nach Hause gehen.«

»Sie möchten in den nächsten Tagen auf dem Areal weiterarbeiten.«

»Macht es Sinn, das ganze Gelände nach Spuren abzusuchen?«, fragte Locher.

»Kaum«, sagte Stauffer. »Wir können froh sein, wenn wir in der Nähe des Steinhaufens noch etwas finden.«

»Fontini sollte sich schon mal um die Vermisstendatenbank kümmern«, sagte Wenger und wählte auf seinem Handy eine Nummer. Der junge Informatiker hörte aufmerksam zu, als Wenger ihm die bisher bekannten Koordinaten durchgab. Es klang alles sehr vage und Stauffer bezweifelte, dass Fontini mit diesen Angaben viel anfangen konnte.

»Er kann uns Morgen eine erste Liste mit Namen liefern«, sagte Wenger nachdem er den Anruf beendet hatte.

»Hoffentlich war es kein Junkie«, sagte Locher und Stauffer wusste, was sie andeuten wollte. In Zürich gab es zu Beginn der neunziger Jahre eine offene Drogenszene. Noch heute waren zwei der damals tot aufgefundenen Junkies nicht identifiziert. Junge Menschen, um deren Schicksal sich niemand mehr kümmerte. Menschen, die von ihren engsten Angehörigen bereits abgeschrieben worden waren, als sie noch am Leben waren.

»Die Kleidung kann uns weiterhelfen«, sagte Wenger. »Und mit dem Computer kann man sein Äußeres modellieren.«

Stauffer wunderte sich wieder einmal über Wengers Ausdrucksweise. Seine Eitelkeit zeigt sich in seiner Wortwahl, dachte er.

»Was sagen wir den Medien?«, fragte Locher.

»Vorerst nur eine knappe Medienmitteilung. Ich will nicht, dass das Areal von Kamerateams bevölkert wird. Morgen, wenn wir mehr wissen, machen wir eine Medienorientierung.«

»Wir sollten heute alles absperren lassen. Es liegt hier auf dem Gelände noch viel Gerümpel herum. Kann durchaus sein, dass es Gegenstände sind, die so lange hier herumstehen, wie der hier tot ist.«

»Also doch das ganze Gelände absuchen?«, sagte Locher.

»Je länger ich es mir überlege, umso mehr tendiere ich dazu.«

»Das gibt eine Menge Arbeit«, sagte Wenger.

»Wohl wahr«, sagte Stauffer. »Du kannst den Leuten jetzt sagen, dass sie den Toten abtransportieren können. Ich erwarte heute Abend einen ersten vorläufigen Bericht.«

Locher nickte und ging. Wenger und Stauffer näherten sich noch einmal der Leiche, als wollten sie ein letztes Mal Abschied nehmen.

»Es müssen zwei gewesen sein«, sagte Wenger unvermittelt.

»Wegen der Steine?«, fragte Stauffer.

»Einer allein hätte Stunden gebraucht, um das alles aufzuschichten.«

»Es ist beinahe wie ein Grabmal«, sagte Stauffer.

»Ich glaube kaum, dass das ein Ritualmord war«, sagte Wenger grinsend. »Auch wenn man heutzutage mit allem rechnen muss.«

»Warum eigentlich nicht?«, fragte Stauffer. »Dieser Ort wäre doch ideal für satanische Rituale.«

»In dieser Stadt gibt es Orte, die es eigentlich nicht geben dürfte«, sagte Wenger, dem das Areal nicht behagte. Solche Gegenden wurden mit den Jahren zu rechtsfreien Räumen, in denen sich allerlei Gesindel tummelte. Er hatte das in den USA mehrfach beobachten können. Zuerst verkommt die Gegend, danach verkommen die Sitten. Und die Menschen.

»Die Stadt hätte das Gelände enteignen sollen, wenn die Besitzer nichts Gescheites damit anfangen.«

Stauffer schaute überrascht auf. Solche Aussagen war er von Wenger nicht gewohnt. Aber ihm war aufgefallen, dass er sich häufiger politisch äußerte, seit er noch einmal Vater geworden war.

Nachdem die Rechtsmediziner das Skelett sorgfältig auf eine Bahre gelegt hatten, wie einen Schwerverletzten, dem man keine unnötigen Schmerzen bereiten wollte, gingen Stauffer und Wenger zum großen Eingangstor. Locher war im Gespräch mit einer Polizistin, die das Gelände sicherte. Noch gab es keine Schaulustigen, das Gelände war schlecht einsehbar, am ehesten noch von der S-Bahn aus, die im regelmäßigen Takt vorbeibrauste.

Die drei jungen Männer waren gegangen, dafür stand ein älterer Mann mit einer riesigen Dogge neben einer Holzbaracke und wischte sich mit einem großen Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Ein Polizist kam auf Stauffer zu und flüsterte ihm zu, dass das der Mann sei, der das Areal in den vergangenen Jahren betreut hatte. Stauffer machte Wenger ein Zeichen und sie gingen gemeinsam zu dem Mann, der unsicher lächelte, in der einen Hand das Taschentuch und in der anderen Hand die Hundeleine. Die Dogge sah müde aus und die rote Zunge hing runter wie ein alter Lappen.

»Er ist harmlos«, sagte der Mann beschwichtigend und zeigte mit dem Taschentuch in der Hand auf die Dogge.

Wenger, der Hunde nicht mochte, stellte sich neben Stauffer. Der Mann stellte sich als Herr Anwand vor. Stauffer schätzte ihn auf über sechzig. Er war kräftig gebaut und hatte einen großen Schädel mit einer erstaunlich schmalen Nase, die wie ein Fremdkörper wirkte.

»Wahnsinn«, stammelte er mehrmals, als sie auf das Skelett zu sprechen kamen.

»Können Sie uns sagen, seit wann es hinter der Halle einen Steinhaufen gibt?«, fragte Stauffer.

Anwand schaukelte den Kopf hin und her und tupfte sich immer wieder mit dem Taschentuch über die Stirn.

»Ewig«, sagte er. »Das sind Natursteine. Die hat eine Firma da gelagert. Ist dann aber Pleite gegangen. Ist viele Jahre her. Es gab ja immer wieder Versuche, das Gelände zu vermieten, wenigstens in den ersten Jahren. Danach wurde die Firma aufgekauft von einem internationalen Konzern und seither kümmerte sich eigentlich niemand mehr groß um das Gelände. Bis vor einem Jahr. Da erhielt ich die Mitteilung, dass sie bauen wollen.«

»Wie hieß die Firma, die die Steine hier lagerte?«

Anwand steckte das Taschentuch in die Hosentasche und tätschelte den Kopf der Dogge, die zu ihm hochschaute.

»Das war eigentlich keine Firma. Ein Mann, der damit handelte. Er wurde aber krank und ihm ging das Geld aus. Er ist, glaube ich, kurz darauf gestorben. Eigentlich hätte ich seine Erben beauftragen sollen, die Steine von dem Grundstück zu entfernen. Aber sie störten ja nicht. Und die Fensterscheiben waren zu diesem Zeitpunkt schon alle eingeworfen worden.

»Und dagegen wurde nichts unternommen?«, fragte Wenger.

»Was glauben Sie?«, rief Anwand empört. »Ich habe jahrelang nach dem Rechten geschaut, auch dann noch, als ich kaum noch dafür bezahlt wurde. Aber da fühlte sich niemand zuständig. Das Gelände gehörte einfach zum Inventar, aber niemand interessierte sich dafür. In den ersten Jahren gab es noch Geld für zusätzliche Zäune. Da hatte ich vorne in der Portierloge ein kleines Büro. Das Gelände wurde ab und zu für Filmdreharbeiten vermietet. Auch für Kinospielefilme. Der Götz George war einmal hier und ein Italiener, der aussah wie ein Monsignore. Manieren hatte der. Aber meist waren es Werbefilmer oder Fotografen, die für ihre schönen Modelle einen kaputten Hintergrund